abgezählten Anzahl von Kompressen und Tupfen. Aber ein Verzählen bei der Entfernung der verwendeten Kompressen sei eben möglich. Es könne auch dem gewissenhaftesten, geschicktesten und sorgfältigsten Operateur das Mißgeschick passieren, daß er eine Gazeserviette in der Wunde zurücklasse. Nach der Bekundung des einen Sachverständigen seien zufolge einer aufgenommenen Statistik in 20 Jahren 200 Fälle vorgekommen, also 10 Fälle im Jahre, wo Operationsgegenstände vergessen worden sind. Bei den vielen Verstecken, die namentlich die Bauchhöhle bietet, und bei der Schnelligkeit, mit der bei solchen Operationen häufig gearbeitet werden müsse, sei es sehr schwierig, ein Uebersehen einer einzelnen Kompresse zu vermeiden. Besondere Umstände, so fährt das Oberlandesgericht fort, aus denen im vorliegenden Falle auf ein Verschulden des Beklagten zu schließen wäre, hat die Beweisaufnahme nicht ergeben. Der Beklagte hat bei seinen Operationen stets mit der größten Sorgfalt gearbeitet, insbesondere hat er die von ihm verwendeten Servietten in der Regel mit einem Zipfel aus der Wunde heraushängen lassen, um sie nicht zu übersehen. Daß er über die Operation kein schriftliches Protokoll aufgenommen hat, aus dem die Zahl der verwendeten Servietten zu ersehen war, gereicht ihm nicht zum Verschulden. Danach rechtfertigt sich die Annahme, daß im vorliegenden Falle nicht Fahrlässigkeit des Beklagten, sondern lediglich ein unglücklicher Zufall vorliegt, für den der Beklagte nicht haftet.

Das Reichsgericht hat durch ein kürzlich ergangenes Urteil, dessen Begründung uns noch nicht vorliegt, die Revision der Klägerin zurückgewiesen, also die Entscheidung des Oberlandesgerichts (Kiel) bestätigt. Da das Reichsgericht an die tatsächlichen Feststellungen des Berufungsurteils gebunden ist, kann die Bestätigung nur darauf beruhen, daß das angegriffene Urteil frei von Rechtsirrtum ist und insbesondere eine Verkennung des Rechtsbegriffs der vertretbaren Fahrlässigkeit nicht ersehen läßt. Daß die Bauchhöhle des Kranken der richtige Aufbewahrungsort für die Werkzeuge des Arztes sei, hat das Reichsgericht gewiß nicht ausdrücken wollen. Aber eine Folge der Entscheidung glauben wir voraussehen zu können: die Lust des deutschen Volkes, sich von den Aerzten die Bauchhöhle öffnen zu lassen, wird sinken wie seine Valuta.

Das alte Smyrna.

Außer auf Konstantinopel hat es die Entente bekanntlich auf Smyrna abgesehen. Es ist nur eine Frage der Zeit, daß Smyrna internationaler Freihafen werden wird. Der osmanische Major a. D. und bekannte Militärkritiker Franz Carl Endres, dessen Urteil stets klar und weitblickend blieb, gedenkt in seinen türkischen Städtebildern ausführlich dieses Flächen Weltzentrums. Mit Genehmigung des Verlages Dunker und Humbolt (München) bringen wir hier aus dem „Die Ruine des Orients" betitelten Buch den Abschnitt über das alte Smyrna, das nun bald ein ganz neues sein wird.

Um das 10. Jahrhundert vor Chr. gründeten die Aeoller zwischen den heutigen Orten Burnabad und Cordelio am Nordufer des Golfs von Smyrna, also der heutigen Stadt nördlich gegenüber, eine Kolonie. Die Ortschaft lag auf einer Vorhöhe des Sipylos, des heutigen Khs-Tepe, wo noch jetzt Reste sogenannter Kyklopenmauern und das sagenhafte Grab des Tantalos zu finden sind. Hier scheint auch Homer geboren zu sein, der an der Quelle des Meles seine Gesänge gedichtet haben soll. Zwar streiten sich bekanntlich sieben Städte um die Ehre, seine Vaterstadt zu sein. Es sind dies: Smyrna, Rhodos, Kolophon, Salamis, Chios, Argos und Athen. Doch werden Smyrna und Chios an erster Stelle genannt. Aber vielleicht kann man auch hier sagen, wie jener geistvolle Professor: „Ob Homer jemals gelebt hat, ist fraglich, daß er aber in Smyrna geboren wurde, steht über allem Zweifel."

Im siebenten Jahrhundert vor Chr. nahmen die Lonier den Aeolliern die wertvolle Kolonie ab und reihten sie in ihren Städtebund ein. Aber auch andere reizte der Besitz. Alhattes, der König von Lydien, eroberte 580 v. Chr. die Stadt, die hierbei vollständig zerstört wurde. Und sie blieb zerstört, bis zwei Nachfolger Alexander des Großen, Antigones und Lysimachos sie wieder aufbauten, d. h. besser gesagt, neu begründeten und zwar nunmehr an der Stelle der heutigen Stadt. Eine sehr rasche Entwicklung war von nun an der Neugründung beschieden und sie wurde unter römischer Herrschaft wohl mit Recht „die erste Stadt Asiens" genannt. Im Jahre 178 n. Chr. wurde sie von neuem zerstört, aber diesmal nicht von feindlichen Scharen, sondern von einem furchtbaren Erbeben. Kaiser Marc Aurel (161—180) baute sie wieder auf. Nach der Teilung des römischen Reiches fiel sie an den Ostrom und erlitt ähnliche Schicksale, wie sie nunmehr über viele Städte Vorderasiens hereinbrachen. Zunächst wurde sie von einem türkischen Räuber, Tzaschas, erobert (1083), fiel 1097 wieder an Byzanz zurück und blieb dann unter der Herrschaft der griechischen Kaiser. Die fortgesetzten Kriege gegen Seldschuken und Türken schadeten Smyrna in seiner Eigenschaft als Handelsstadt so gewaltig, daß es von zwei anderen Küstenstädten, Altoluogo und Palitia überflügelt wurde. Auch die Besitznahme durch die Johanniter von Rhodos half über das Elend der Zeit nicht hinweg. Und endlich wurde es völlig verwüstet durch die Mongolen unter Timur, der die Türken unter Bajesid I. in der Nähe von Angora am 2. Juli 1402 vernichtend geschlagen hatte und daraufhin einen Zerstörungszug beispiellosler Art bis an das Aegäische Meer fortsetzte. Vierzehn Tage lang hielt die Stadt, geschützt durch ihr Kastell auf dem Pagos und durch ein weiteres unter byzantinischer Herrschaft schon im 18. Jahrhundert erbautes, aber heute verschwundenes Kastell am Meeresufer, dem Belagerer stand. Dann brach das Verderben über sie herein. Doch die Herrschaft der Mongolen in Vorderasien war mit dem sinnlosen Toben eines Gewitters zu vergleichen. Sehr bald zogen sie sich in das Innere von Asien zurück, bedrängt von den Osmanen, die von dem geräumten Gebiete sofort Besitz ergriffen. Auch Smyrna fiel 1424 in die Hände des Sultans Murad. Seit dieser Zeit ist es von Kriegen verschont geblieben, hat dagegen sehr viel unter Erdbeben und Feuerbrünsten zu leiden gehabt, natürlich auch unter Seuchen, von denen keine orientalische Stadt verschont bleibt

Das Neueste von der Mode.

Moderne Kleidung für den Wintersport. Seit die Erkenntnis immer mehr zunimmt, daß erhöhte berufliche Leistungsfähigkeit nur durch Stählung der Nerven- und Muskelkraft erzielt werden kann, wird dem Sport in jeder Gestalt immer mehr gehuldigt. So kam es fast von selbst dazu, daß die sportausübende Frauenwelt sich auch die geeignete Kleidung dazu verschafft — eine Sportkleidung, die sowohl zweckentsprechend, wie auch kleidsam ist, um unter der Schar der gleichen Interessenten nicht unliebsam aufzufallen. Die neueste wintersportmode bevorzugt ziemlich lebhafte Farben, viel, ob für Rodel-, Schneeschuh- oder Eissport bestimmt. Trikot, Wolle, Rippensamt und Tuch sind das beliebteste Material dazu. Als Besatz dient Pelz, Krimmer, ein wollenes, aufgerauhtes Noppengewebe und als Gürtel der losen Jacken fast immer ein solcher von Leder oder Lackleder. Neu ist an den meisten langen Sportjacken ein dem Kragen gleich angefügter, langer Wollschal, der entweder kreuzweise über der Brust und im Rücken verschlungen oder mehrmals um den Hals gelegt wird und mit seinen Enden über den Rücken hinabfällt. Immer sind die Enden am modernen Sportschal farbenfreudig bestickt. Als winterliche Kopfhülle bevorzugt die Sportmode neuerdings weiche, zierliche Häubchen, dreieckige Tücher, von hinten nach vorn über den Kopf geschlungen und hier mit ihren Enden über den aufgelegten Zipfel verknüpft oder turbanähnlich darum gewunden und mit hübscher Agraffe von farbigen Steinen zusammengehalten. Kleine Sporthüte werden neuerdings mit Kimmband befestigt und der Sportrock gern zum Aufknöpfen über der Sporthose, den „Breeches", getragen, um ihn bei eintretendem Unwetter auch als Wetterpelerine verwenden zu können. Unter dem Eislaufkostüm fällt als ganz besonders kleidsam ein schickes, sehr kurz gehaltenes Prinzeßkleid, vorn mit großen Knöpfen geschlossen, mit Pelz- oder Krimmerbesatz auf, sowie ein zweifarbiges Mantelkleid mit dunklerem Rock und angesetzter, meist zweireihig mit Knöpfen garnierter Sportbluse aus rauhhaarigem Wollstoff. Auffallend und namentlich für jugendliche Trägerinnen äußerst kleidsam sind heute Schottenbesätze an einfarbigen hellen Sweaters, rings um den Rand und vorn herunter als Westeneinsatz und Kragen- und Aermelumrandung verwendet.

Unterhaltungsbeilage
der „Saale-Zeitung"

Nr. 163 — Dienstag, den 23. Dezember — 1919

Das Heiratsjahr.

Von Fedor von Zobeltitz.

Ein Lustspiel-Roman in zwölf Kapiteln.

35. Fortsetzung. — Nachdruck verboten.

Inzwischen hatte Tübingen die gesamten Herrschaften in den großen Saal gebeten.

„Nanu?" meinte der alte Kielmann. „Soll etwa getanzt werden? Der Tübingen hat manchmal solche Schnurren im Kopf! . . ." Aber die Sprache versagte ihm, als Riedecke und Stupps mit dem Cliquot erschienen. Dann dämmerte eine schreckliche Ahnung in ihm auf. „Kinder, seid vorsichtig!" schrie er. „Das ist wie mit den Bocks! Das ist Weißbier mit 'nem Cliquotetikett! Riedecke, den Pfropfen her! Stupps, zeig mir 'mal den Pfropfen! Ich will erst dran riechen! Ich will erst den Brand sehen! . . ."

„Meine lieben Gäste," begann Tübingen, während der Amtsrat die Pfropfen beschnupperte und sich zu seinem ungemessenen Erstaunen von der Richtigkeit des Brandes auf den Korken überzeugte, „ihr wißt, ich liebe so kleine Ueberraschungen. Na — und heute habe ich auch eine für euch. Ihr seid doch jedenfalls alle der Ueberzeugung, Max sei in Afrika gewesen — nicht wahr? Prostemahlzeit — er war nicht da — ich hab' ihn einfach auf die Hochzeitsreise geschickt! Aber — nämlich" — ganz glatt wickelte sich die Rede vor dem erstaunten Publikum nicht ab — „das sollte verborgen bleiben, und deshalb haben wir eine niedliche kleine Komödie gespielt, bei der unser Freund Doktor Haarhaus sozusagen den Regisseur machte. Max hat sich mit einer jungen Dame aus gut bürgerlichem Hause, mit Fräulein Elise Warnow, verheiratet, und da mußten erst die verschiedenen Familienbestimmungen in Bezug auf die Erbfolge im Majorat in Ordnung gebracht werden. Es sollte vorher kein unnötiges Gerede geben — unnötiges Gerede verbitte ich mir überhaupt! Wer unnötig redet —"

„Eberhard," flüsterte die hinter Tübingen stehende Baronin mahnend; denn sie fürchtete, ihr Gatte würde heftig werden und den Gästen ein paar liebenswürdige Grobheiten sagen. Aber Tübingen lenkte sofort ein.

„Na — nun können wir aber frei von der Leber fort reden," schrie er weiter. „Morgen zieht meine Schwiegertochter in Hohen-Kraatz ein, und meinen kleinen Enkel bringt sie auch gleich mit. Eberhard heißt er und hat blaue Augen. Und als Anhängsel zu diesem freudigen Ereignis habe ich die Ehre, den Herrschaften zugleich mitzuteilen, daß ich soeben meine Tochter Benedikte mit dem Grafen Semper Brada verlobt habe. Die heiraten aber erst in anderthalb Jahren. Ich bitte die Gläser zur Hand zu nehmen: ich als Schwieger- und Brautvater bringe ein donnerndes Hoch auf meine beiden jungen Paare aus! . . ."

Das Hoch brauste wirklich donnernd durch den Saal. Dann wogte alles durcheinander; Händeschütteln, Umarmungen, Schulterklopfen, Lachen und Gratulieren . . . . Frau von Lohusen machte ein Gesicht, als ob sie alles viel besser wisse und nur darauf wartete, ihr Wissen an den Mann zu bringen. Reinbold raunte Freese zu: „Lieber Freese — wahrhaftig . . . es weht Verlobungsluft in Hohen-Kraatz" . . . und Trude, die in der Nähe stand, wandte sich errötend ab. Der alte Kielmann räsonnierte auf seinen Neffen Haarhaus, weil dieser ihn nicht in das Geheimnis gezogen habe, und packte dann Herrn von Kletzel an einem Rockknopf.

„Lieber Kletzel, merken Sie was?" wisperte er. „Ganz klar ist die Geschichte nicht. Ist sie nicht, sage ich Ihnen. Schnüffeln Sie 'mal ein bißchen herum — das gibt einen Roman. Vielleicht auch ein Lustspiel. Ich klatsche."

„Das wird Frau von Lohusen schon besorgen," antwortete Herr von Kletzel, und der Amtsrat meckerte lustig...

Die Baronin vergoß unausgesetzt Tränen, während Tübingen, der vergeblich seine Aufregung zu meistern suchte, sehr laut war, und Graf Teuben kopfnickend von Gruppe zu Gruppe wanderte, ohne sich viel an der Unterhaltung zu beteiligen. Es ging ihm doch etwas wider den Strich, daß man ihm bei all seiner feinen Diplomatie eine so ungeheuer lange Nase gedreht hatte. Und daß Frau von Seesen im Mittelpunkte der Verschwörung gestanden — das setzte allem die Krone auf! Trotzdem war Teuben durchaus nicht bei schlechter Laune; er lächelte und rieb sich die Hände, und als er an Frau von Seesen vorüberkam, nickte er ihr zu und sagte: „Hätt' mir's ja denken können, Marinka, daß Sie nicht wieder heiraten werden!"

Worauf diese mit leicht gekräuselter Lippe erwiderte: „Der Mensch ist unvernünftig, lieber Graf. Wer weiß, ob ich nicht doch noch einmal . . ."

Haarhaus hatte Benedikte und Brada in eine Ecke genommen.

„Liebes gnädiges Fräulein," sagte er. „Sie haben mich neulich böse gestraft — aber ich gesteh' Ihnen zu: rechtmäßig. Doch nun reichen Sie mir die Hand, damit ich weiß, daß wieder alles in Ordnung zwischen uns ist. Ja —?"

Sie tat es und wies dann auf ihren Bräutigam, dessen rosiges Gesicht so glücklich aussah wie das eines Schulknaben, der eine gute Zensur bekommen hat.

„Schön, Herr Doktor," entgegnete sie; „es sei vergessen und vergeben! Aber Sie müssen auch dem da die Patsche geben; denn der hat im Grunde genommen mehr zu verzeihen als ich. . . ."

Und kräftig drückte Haarhaus die ihm entgegengestreckte Hand Bradas.

* * *

Eine Stunde später waren die Lichter im Parterregeschoß des Herrenhauses von Hohen-Kraatz erloschen. Als letzter Wagen rollte der Langenpfuhler aus dem Parktor. Max saß Frau von Seesen gegenüber, die ihn im Erlenbruch „abladen" sollte. Er sprach nicht viel. Sein Herz war übervoll. Ob die Kabinettsmitglieder betreffs der Aenderung in den Bestimmungen über die Erbfolge des Majorats Erfolg haben, oder ob er einem der Zwillinge den Platz würde räumen müssen — im Augenblick war ihm das völlig gleichgültig. Denn im Augenblick dachte er an nichts andres als an Weib und Kind, denen er endlich die Heimat erobert hatte. . . .

So bald schlummerte man auch in Hohen-Kraatz noch nicht ein. In den Zimmern der Mädchen ging es noch längere Zeit recht lebhaft zu. Zwar war Benedikte gleich ihrem Bruder stiller als gewöhnlich. Doch ihre glänzenden Augen sprachen an Stelle der Lippen. Sie brauchte nun keinen Menschen mehr danach zu fragen, wie man die Liebe empfinde. Nun wußte sie es . . . Trude schwatzte dagegen unaufhörlich.

„O, Dikke, welch ein Tag!" sagte sie, in ihr Bett schlüpfend. „Es war ein großer Tag. Daß dein Bruder verheiratet ist, hat mich am wenigsten aufgeregt. Er sah schon seit längerer Zeit stark verheiratet aus. Aber deine plötzliche Verlobung! Freilich — so etwas kommt immer plötzlich. Nelly, nicht wahr?! Eine Verlobung kommt immer plötzlich!? — Sie sitzt schon wieder in der Badewanne. O, Dikke, ich weiß nicht, wie mir ist! Ich habe solch Herzklopfen. Du, Dikke — Pastor Reinbold hat prachtvolle Zähne. Wenn sein Vollbart erst mächtig über die Brust herabwallt, wird er wie ein Apostel aussehen. Die Nase wird dann gar nicht mehr auffallen. Er hat etwas sehr Liebes .. . Dikke, schläfst du schon? — Hast du beobachtet, was Doktor Haarhaus für Augen macht, wenn er in die Nähe der Frau von Seesen kommt? Dikke, mir ahnt allerlei. Ich wette, daß . . . nein, ich wette nicht! Nelly, sind Sie schon im Bette? Dikke, sag doch ein Wort! O, seid ihr langweilig! Ich habe solch Herzklopfen! . . ."

Im Schlafzimmer der Baronin schritt Tübingen auf

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:1-848334-19191223020/fragment/page=0001

und ab, während sich seine Gattin auf dem Sessel vor dem Schreibtische niedergelassen hatte.

„Nimm ein Brausepulver, Eleonore," sagte Tübingen, „ich bitte dich darum. Das schlägt nieder, und ich verstehe ja, daß du erregt bist. So etwas passiert einem nicht alle Tage. Und siehst du, ich freue mich doch über den Max. Du magst sagen, was du willst: es war ehrenwert, daß er seinem Herzen gefolgt ist!"

„Aber das Majorat," klagte die Baronin und führte ihr Riechfläschchen an die Nase.

„Das Majorat — na ja! Läßt sich die Erbbestimmung nicht auf gesetzlichem Wege ändern, so wird Max eben Verzicht leisten müssen. —"

„Aber, liebster Mann, dann erwachsen uns ja doch neue Verwickelungen! Keine Menschenseele weiß, ob Dieter oder Bernd der ältere der Zwillinge ist! Wer soll denn Hohen-Kraatz einmal erben?!"

Tübingen fuhr sich mit der Hand durch das Haar.

„Donnerwetter — das ist eine infame Geschichte! Da hast du recht. Die Zwillinge sind gleich alt. Ganz egal — dann können sie sich die Erbschaft ausknobeln! Eleonore, das hat alles noch Zeit. Kommt Zeit, kommt Rat. Vorläufig bin ich Großvater, und du bist Großmutter. Großmutter, Eleonore! Eberhard heißt er und hat blaue Augen. Morgen früh können wir schon mit unserm Enkel spazieren gehen."

„Aber, Eberhard, er kann ja noch nicht laufen!"

„So fahr' ich mit ihm spazieren!"

„Du hast dich ganz närrisch mit dem Jungen! . . . Gott, wenn er doch schon hier wäre!"

„Na, siehst du, Eleonore, nun hast du dich wieder närrisch mit ihm, und ich denke, das wird immer so abwechselnd gehen, bis . . . Nämlich, bei dem einen wird es ja wohl nicht bleiben. In zwei Jahren kommt Ditte an die Reihe."

„Ach, Eberhard, davon spricht man doch nicht! Die Verlobung der Ditte kam auch so aus dem Hinterhalt. Ich bin von allen Seiten überrumpelt worden. Und nichts ist gerade so gekommen, wie ich erwartet habe. Der Max hat sich echt Tübingensch aufgeführt statt Teupensch, und von der Ditte habe ich eine viel demokratischere Wahl vorausgesetzt."

„Es kommt immer anders, als man glaubt, Eleonore. Nur eins hat dich nicht im Stiche gelassen, etwas ganz Teupensches: das berühmte Heiratsjahr deiner Familie."

„Auch das; ich betrüge mich niemals selbst. Max hat ja doch schon vor anderthalb Jahren geheiratet. Es stimmt also wieder nicht. . . ."

Tübingen beugte sich lachend über seine Frau und küßte sie. — —

„Laß dir's nicht nahe gehen, Alte. In dieser Stunde kann ich schon einmal „Alte" sagen; es hört ja sonst keiner Ich bin ganz zufrieden; ja, ich bin sogar recht glücklich, Eleonore; denn ich sehe, die Kinder sind's auch. Und wachsen Bernd und Dieter einmal heran, und es kommt ihr Heiratsjahr, so denke ich, wir lassen auch sie frei wählen, wie es ihnen um das Herz ist. Es ist doch nun einmal etwas Schönes um das Recht der Selbstbestimmung, und nimm mir's nicht übel, etwas Barbarisches um unseren Heiratskodex."

„Der ist aber Tübingensch, Eberhard —"

„Ist er. Aber auch die Tübingensche Tradition kann einmal ausgeklopft werden. Und deshalb werde ich mir Audienz beim Könige erbitten, damit seine Gnade uns den Staub aus der Ueberlieferung bringt. Einverstanden, Eleonore?"

„Ja, mein Freund, — aber mit schwerem Herzen. Was du Staub nennst, ist für mich Patina: die ehrwürdige goldene Hülle der Zeit. Trotzdem — das Glück der Kinder steht mir über jeglichem persönlichen Empfinden."

„Recht so, Eleonore! Dem Glück der Kinder opfert man selbst ein Stückchen eigenes Herz. Nun brauchst du auch kein Brausepulver zu nehmen. Die Ueberzeugung, daß du richtig gehandelt hast, wird dich ohne kalmierendes Schaumwasser schlafen lassen. Gute Nacht, mein Lieb! Morgen vormittag haben wir ihn. Ich denke, ich werde von ihm träumen. Eberhard heißt er und hat blaue Augen. Das ist Tübingensch. Aber daß er in Paris zur Welt kam und nicht in Hohen-Kraatz, zeugt von höherer Diplomatie. Und das ist alleweil Teupensch. . . ."

— Ende. —

Geschichten aus der Tierwelt.

Von Eugen Heltai.

Einleitung:

Vor ein paar Jahren saß ich in einer kleinen, aber verdächtigen Gesellschaft an Bord des Postdampfers „Orinoko". In der Gesellschaft befanden sich Oberst Lionel Buggarth, der bekannte Löwenjäger, Freiherr Leonhard von Kimesöpy, Gesandtschaftsattache aus Utha, Marquis Seraphin Adhemar de Puybroche (beschäftigungslos) und Hugo Jerimais Stopp, der Führer der Revolution in Nicaragua, der allerletzte lebende Zeuge der Schlacht bei Waterloo.

Wir saßen, wie bereits gesagt, an Bord des Dampfers. Unter uns der Ozean in seiner Unermeßlichkeit, über uns die unbekannten Sternenbilder der südlichen Halbkugel, hinter uns die Kommandobrücke mit dem unerschrockenen Kapitän, vor uns ein Tisch mit Whisky, Ein und ganzen Batterien von Syphonflaschen. Die ganze idyllische Szene war in dichten Havannaqualm gehüllt.

Sie werden selbstverständlich finden, daß der Faden des Gespräches sich in den Händen des Obersten Lionel Huggarth befand. Der Oberst hatte mit diesem Faden eben den siebenunddreißigsten Löwen erwürgt, als ihn der Marquis unterbrach:

„Pardon, Kolonel, Ihre Löwen sind ja sehr interessant, aber sie sind eben nur Löwen. Mit anderem Wort: sie sind mutig, aber dumm. Der Löwe ist naiv und dumm, wie jeder Held. Und mir ist ein kluger Hund viel lieber als ein dummer Löwe."

Die Aeußerung erntete allgemeinen Beifall. Der Oberst zog seine Stirne in Falten und sah den Marquis wütend an.

„Lieber Marquis," sprach er dann ironisch, „ich habe kluge Hunde auch lieb, aber ich habe schon alle Hundegeschichten der Welt gehört. . . ."

Der Marquis lächelte.

„Wetten wir tausend Piaster, daß Sie die Geschichte, die ich sofort erzählen werde, noch nie gehört haben?"

„Top!" sagte kaltblütig der Oberst.

Der selbstaufopfernde Hund.

Meine Tante, die Marquise Agiaja Christina de Puybroche, hatte einen Hund, namens Hepsy. Es war ein sehr kluges Tier und er liebte seine Herrin zärtlich. Eines Tages fuhr meine Tante nach Lyon und wollte Hepsy mitnehmen. Aus Sparsamkeit aber — ich habe vergessen zu sagen, daß meine Tante im Besitz mehrerer, von mir zu ererbender Millionen ist — wollte sie keine Fahrkarte für Hepsy lösen. Sie nahm also eine Hutschachtel, brachte darin Hepsy unter und legte die Schachtel neben sich, damit sie nach Bedarf sie öffnen und Hepsy Luft bekommen könne.

Als der Schaffner kam, betrachtete er die Schachtel so verdachtsvoll, daß meine Tante schnell bemerkte:

„Ein Hut ist darin . . . ein neuer, sehr teurer Hut . . . ich fürchtete, er würde oben im Netz allzusehr geschüttelt werden durch den Zug."

Der Schaffner hielt diese Auskunft für hinreichend und entfernte sich. Als meine Tante allein war, schloß sie die Tür und öffnete die Schachtel.

„Hepsy!" sprach sie zärtlich.

Aber Hepsy lag unbewegt da. Meine Tante sah ihn erschrocken an und schrie auf. Hepsy war tot.

Ahnen Sie, was geschehen ist?

Hepsy hörte, wie meine Tante dem Schaffner sagte, daß in der Schachtel ein Damenhut sei. Er nahm zwei Hutnadeln, die in der Schachtel lagen, und bohrte sie sich in den Leib. Die Aufopferung kostete ihm das Leben; aber Hepsy starb, damit die Marquise Agiaja Christina de Puybroche nicht von einem gewöhnlichen Eisenbahnschaffner der Lüge schuldig gemacht werden könne . . .

Intermezzo.

Während wir unsere Tränen trockneten, zahlte der Oberst Lionel Huggardy dem Marquis die tausend Piaster.

„Diese Geschichte habe ich wirklich noch nie gehört," sagte er nachdenklich. Und er wollte schon zu seinen Löwen zurückkehren, als ihm der Revolutionsführer Jeremias Stopp zuvorkam.

„Der Hund ist allerdings ein kluges Tier," meinte er, „aber der Papagei ist noch klüger."

„Wie?" fragte der Oberst verblüfft.

„Der Papagei ist das klügste Tier," setzte der Revolutionsführer ruhig fort.

„Haha!" lachte der Oberst.

„Lachen Sie nicht, Kolonel! Ich wette tausend Piaster, daß ich Ihnen eine Papageiengeschichte erzähle, die Sie kaum erfinden könnten. Und wenn Sie dann immer noch behaupten, der Papagei sei kein kluges Tier, so gebe ich Ihnen außerdem noch mein rechtes Bein; Sie können es dann unserm getreuen Haifisch zuwerfen!"

„Top!" sprach der Oberst. „Ich habe Ihr rechtes Bein schon in der Tasche. . . ."

„Nicht so sicher," meinte der Revolutionsführer und fing seine Geschichte an:

Der schlaue Papagei.

Vor ein paar Jahren, als ich in Südamerika diente, fing ich im Walde einen kranken Papagei. Ich brachte ihn nach Hause, und die sorgfältige Pflege hatte auch ihre Frucht: der Papagei ist am Leben geblieben. Ich wollte ihm ein paar Worte lehren, aber es ging nicht. Er wollte nicht lernen. Ich war verzweifelt, ich flehte, ich drohte ihm; es ging nicht. Am Ende ist es mir Schnuppe geworden, ob er spricht oder nicht, und damit habe ich den Verkehr mit ihm eingestellt.

Derzeit hatte ich eben meinen Prozeß gegen die Regierung von Nicaragua in Schwebe. Man wollte die sechs Millionen, die ich für die Führung der Revolution erhalten sollte, nicht bezahlen. Mein Prozeß stand sehr schlecht, und ich war so verzweifelt, daß ich wochenlang nicht ausging, sondern in meinem Zimmer saß und, damit ich das Reden nicht verlernte, laut die Zeitungen las.

Eines Abends las ich eben die neueste Nummer des Newyork Herald, als ich eine sehr interessante Nachricht bemerkte, die seinerzeit durch die Presse der ganzen Welt ging. Ich glaube, Sie werden sich auch daran erinnern können.

Eine vornehme Dame — so hieß es — kaufte für 1500 Mark einen Papagei. Der Papagei war dadurch bemerkenswert, daß er das Vaterunser deutsch, französisch, englisch, italienisch, spanisch und russisch konnte. Die vornehme Dame nahm den Papagei überglücklich nach Hause, aber da wurde der Papagei plötzlich stumm. Nicht nur, daß er das Vaterunser auf sechs Sprachen nicht konnte, er konnte überhaupt kein Wort. Der Händler war nämlich ein Bauchredner, er sprach für den Papagei. Die vornehme Dame ließ darauf den Händler einsperren und den ungebildeten Papagei warf sie hinaus.

Die Geschichte interessierte mich so sehr, daß ich se noch ein zweites Mal vorlas, noch lauter und noch stärker betont.

Als ich die Zeitung weglegte, hörte ich plötzlich eine fremde Stimme:

„Gauner!"

Ich sah erschrocken hin; mein Papagei, der nie ein Wort sprach, wurde jetzt plötzlich beredt. Aber es war ihm nicht genug, er setzte fort:

„Moritz hat Hunger, aber die Knöpfe des Soldaten glänzen. . . . Mein Vater hat ein Taschenmesser, er hat es im Garten verloren. . . . ."

Ich war ganz überrascht, verblüfft sogar, der Papagei sprach aber ruhig weiter:

„Die Gräfin hat zwei Spitzentücher."

Ich setzte mich in meiner Ueberraschung. Was war denn mit dem Papagei los? Da fiel es mir plötzlich ein! Natürlich! Der Papagei hörte, wie ich die Geschichte des andern vorlas. Er hörte, daß der ungebildete Vogel aus dem Hause geworfen wurde. Damit ihm nicht dasselbe passiere, fing der schlaue Vogel plötzlich zu reden an.

Zweites Intermezzo.

Während wir die auserlesene Schlauheit des Papageien bewunderten, zahlte der Oberst die tausend Piaster dem Revolutionsführer.

„Ich glaubte wirklich nicht, daß der Papagei ein derart kluges Tier ist," sagte er nachdenklich. „Die tausend Piaster bedauere ich nicht, aber ich hätte gern Ihr rechtes Bein gewonnen. . . ."

„Bitte!" sagte der Revolutionsführer dienstbeflissen. „Ich gebe es Ihnen sehr gerne. Es ist aus Holz. Das echte wurde mir bei Waterloo weggeschossen."

„Tatsächlich," sprach jetzt der Freiherr von Kimesöpy, „der Papagei ist ein kluges Tier, wie auch der Hund. Aber das klügste Tier ist doch der Affe."

„Möglich," sagte der Oberst. „Aber ich bin mit dem Affen eben so weit wie. mit dem Hund. Ich habe schon alle Affengeschichten gehört."

„Ich wette tausend Piaster, daß Sie meine Geschichte noch nicht gehört haben," sprach kaltblütig der Freiherr.

„Top," sagte der Oberst.

Der Baron nahm sein Monokel ab und fing an:

Der Affe als Mensch.

In dem Urwald von Utha fand eines Tages der Gesandte von Serbien, der ein leidenschaftlicher Jäger war, ein Affennest, darin einen einzigen jungen Affen, den er mit nach Hause nahm. Der junge Affe entwickelte sich sehr schnell, und mit drei Jahren fing er an zu sprechen. . .

„Hoho!" unterbrach ihn streng der Oberst.

Mit drei Jahren fing er zu sprechen an, wiederholte kaltblütig der Baron. In der Nähe des Menschen nahm er Tag für Tag eine immer mehr menschlichere Gestalt an. Als er sechs Jahre alt war, konnte man ihn kaum mehr von den anderen Kindern unterscheiden. Da schickte ihn der Gesandte in die Schule.

„Pardon," unterbrach ihn erregt der Oberst. „Aber das ist ja. . . ."

Der Gesandte schickte ihn in die Schule, wiederholte der Baron noch kälter. Der Affe war sehr fleißig und ein ausgezeichneter Schüler. Als er mit zehn Jahren die Sexta des Gymnasiums in Utah besuchte, ist ihm gar nichts mehr von dem Affen geblieben, er war ein korrekter Gentleman. . . .

„Aber bitte!" protestierte der Oberst.

Nach der Abiturientenprüfung, die er mit „Ia" ablegte, adoptierte ihn der Gesandte. Als er seine Universitätsstudien beendete, heiratete er die Tochter des Gesandten. . .

Da verlor der Oberst seine Geduld.

„Das ist ja nicht wahr!" sprach er mit Zorn. „Machen Sie keine Witze . . ."

„Das ist kein Witz!" sagte ruhig der Baron. „Das sind wahre Geschehnisse . . ."

„Argumente! Argumente!"

„Beweise wollen Sie?" sagte der Baron, jetzt ernst geworden. „Bitte! Ich werde Ihnen ein großes Geheimnis enthüllen. Ich bin der Affe. . . ."

„Ich . . ." wiederholte der Baron. „Bitte, die tausend Piaster."

Der Oberst bezahlte, indem er noch kopfschüttelnd bemerkte:

„Wissen Sie, wenn es nicht Sie persönlich wären, so würde ich es überhaupt nicht glauben."

Ende.

In diesem Augenblick kamen wir in Melbourne an, und ich verließ die „Orinoko".

Die Serviette in der Bauchhöhle.*)

Eine Frau hatte sich wegen eines Unterleibsleidens einer Oeffnung der Bauchhöhle unterziehen müssen. Die Operation war, wie die Aerzte zu sagen pflegen, geglückt. Aber bald traten neue, heftige Schmerzen und die Anzeichen einer starken Geschwulst auf. Eine erneute Oeffnung des Leibes ergab als Ursache, daß der Arzt eine bei der Operation benutzte Gazeserviette in der Wunde zurückgelassen hatte. Die Frau forderte von dem Arzt Schadenersatz, wurde aber vom Landgericht und, auf eingelegte Berufung, auch vom Oberlandesgericht abgewiesen aus folgenden Gründen:

Voraussetzung des Schadenersatzanspruchs der Klägerin ist, daß ein für den Eintritt des Schadens ursächliches Verschulden des Beklagten vorliegt. Die Frage des Verschuldens ist unter Berücksichtigung der Umstände des konkreten Falles zu beurteilen. Von dem Beklagten war nur zu verlangen, daß er bei Vornahme der Operation die Sorgfalt eines vorsichtigen und gewissenhaften Operateurs beobachtet hat. Wie weit die Sorgfalt eines gewissenhaften Operateurs geht, insbesondere ob trotz gehöriger Sorgfalt das Zurücklassen eines Operationsgegenstandes in der Wunde möglich ist, darüber können nur die ärztlichen Sachverständigen maßgebend sein. Die im vorliegenden Prozeß vernommenen vier Sachverständigen, Autoritäten auf dem Gebiete der Chirurgie, haben nun übereinstimmend bekundet, daß es kein sicheres Mittel gibt, um unter allen Umständen das Zurückbleiben eines Gegenstandes in der Operationswunde zu verhüten. Es gäbe zwar gewisse Vorsichtsmaßregeln, wie das Zählen der verwendeten Kompressen und Tupfen, das Bereitstellen einer Kassette mit einer genau

*) Aus der vortrefflichen Zeitschrift „Gesetz und Recht", Berlin-Lichterfelde, Weddigenweg 64.

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:1-848334-19191223020/fragment/page=0002